

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

187 (13.8.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 60

Inhalt der Nr. 60:

Unsere Verhaftung. — Meine kleinen Freunde in der Zuderbese. — Aus allen Gebieten. — Weiteres. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Unsere Verhaftung.

Von A. Bebel.*

An der Spitze des „Volksstaat“ vom 7. September hatten wir mitgeteilt, daß auf verschiedenes Verlangen in deutschen Hauptquartier, speziell des Grafen Bismarck, die sächsische Regierung entschlossen sei, gegen unsere Partei mit allem Nachdruck vorzugehen. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen sollten bevorzugen. Wie auf Kommando ging fast die gesamte Presse, die liberale voran, in Segartikeln gegen uns los. Man trieb die Unverschämtheit soweit, daß man uns des Landesberrats zugunsten Frankreichs bezichtigte. Als dann im September die damals erscheinende offiziöse „Reidlersche Korrespondenz“ aus den bei dem Braunschweigischen Parteiausschluß beschlagnahmten Briefen von Liebknecht und mir tendenziös herausgeriffene Bruchstücke veröffentlichte, um ihre Denunziationen gegen uns geredigt zu erscheinen zu lassen, schickte ich der Berliner „Zukunft“ folgende Erklärung zur Veröffentlichung:

Die unter der Mitwirkung des Herrn Wagener auf Nummer 17 erscheinende „Reidlersche Korrespondenz“ hat, wie ich aus hiesigen Lokalblättern ersehe, Bruchstücke aus Briefen von Liebknecht und mir, die bei der Verhaftung des Braunschweiger Ausschusses gefunden wurden, abgedruckt, um ihre Denunziationenmission daran zu üben. Obgleich ich der Meinung bin, daß nur durch Druck des Amtes eines Beamten die „Reidlersche Korrespondenz“ in der Lage ist, jene Bruchstücke zu veröffentlichen, muß ich dennoch den Wunsch äußern, daß sie statt der Bruchstücke den ganzen Inhalt meiner Briefe der Öffentlichkeit übergebe.

Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß durch eine solche Veröffentlichung klar und zweifelslos festgestellt wird, wie Herr Liebler und Konforten die Bruchstücke veröffentlicht haben. Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß durch eine solche Veröffentlichung klar und zweifelslos festgestellt wird, wie Herr Liebler und Konforten die Bruchstücke veröffentlicht haben. Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß durch eine solche Veröffentlichung klar und zweifelslos festgestellt wird, wie Herr Liebler und Konforten die Bruchstücke veröffentlicht haben.

Ich wundere mich über dieses Treiben nicht. Die offizielle Presse mußte tun eben, was Natur und Amt ihr vorschreiben.

Am 17. Dezember morgens arbeitete ich in meiner Werkstatt, als plötzlich meine Frau totenbleich hereinlief und mir mitteilte, daß oben in unserer Wohnung ein Polizeibeamter sei, der mich zu sprechen wünsche. Ich wußte, woran ich war. Ich eilte die Hintertreppe hinauf und treffe in unserer Wohnstube den mir bekannten Beamten, zugleich aber auch einen Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung. Auf meine Frage, was das bedeute, antwortete mir meine Frau, der Mann sei soeben als Einquartierung eingetroffen. Alsdann teilte mir der Beamte mit, er habe Auftrag, meine Papiere zu beschlagnahmen. Das war rasch geschehen, ich hatte für reinen Tisch geforgt. Der Beamte erklärte weiter, er habe auch Auftrag, mich zu verhaften. Ich kleidete mich rasch um, nahm Abschied von Frau und Kind, mit der Bertröstung, ich würde bald zurückkommen, und stieg in die vor dem Hause wartende Droschke, die mich zunächst nach dem Polizeiamt, von dort nach dem Bezirksgericht führte. Hier wurde mir im Bezirksgerichtsgefängnis eine Zelle angewiesen. Ich machte kein Hehl daraus, daß, nachdem der Beamte das große Schloß und die beiden

* Dem soeben im Verlage Dieck-Stuttgart herausgegebenen zweiten Bande der Lebenserinnerungen unseres Parteiführers entnommen. Die ersten Ereignisse, die Bebel trotzdem mit so großem Humor beschreibt, ereigneten sich in den Jahren 1870/71.

fädel an der Setze. Hinter ihr folgte ein badiischer Dragoner als Ordnungszug. Ihren Offizieren hatten die Soldaten nicht mehr folgen wollen; jetzt waren sie Trabanten fremder Abenteurer und verächtlicher Dirnen geworden.“ Die Region, der Federhut, der Schleppefädel, die lüppige Weißperson, die verächtlichen Dirnen, alles ist „Kreuzzeitungs“-phantasie. M. J. Annelie war die Tochter eines deutschen Domänenrates, die Gattin eines preussischen Offiziers. Sie war befreundet mit Freiligrath, Herwegh und anderen bedeutenden Männern ihrer Zeit und sie war aus einer frommländigen Frau eine emigrierte Freidenkerin geworden. Das mag die „Kreuzzeitung“ schmerzen. Aber gibt es ihr ein Recht, derartige geschichtliche Fälschungen zu begehen und die erste große deutsche Verfälschterin des Frauenstimmrechts eine verächtliche Dirne zu nennen? Die tapfere Achtundvierzigerin hat Jahr für Jahr bei der Eroberung des Frauenstimmrechts in Amerika den dortigen Frauen zur Seite gestanden, nachdem sie 1848 mit ihrem Gatten aus Deutschland flüchten mußte. Da berührt es eigenartig, daß die bürgerliche Frauenwelt nicht die Ehre einer ihrer bedeutendsten Frauen in Schutz nimmt, sondern dies den Sozialdemokraten überläßt.

Eine Advokatin am höchsten norwegischen Gericht. Die Frauenrechtlerinnen des Nordens haben einen wichtigen Erfolg errungen. In einem der nächsten Tage wird Fräulein Elise Sem ihre Vollmacht als erster weiblicher Advokat am höchsten Gericht Norwegens erhalten, nachdem sie die nötigen Prüfungen sämtlich bestanden hat. Sie hatte bereits 1901 ihre große juristische Prüfung abgelegt, sie erhielt aber erst 1904 die Erlaubnis, als Rechtsanwältin zu praktizieren, da das norwegische Gesetz es den Frauen eigentlich untersagt, Prozesse für andere zu führen. Indessen ist es Fräulein Sem gelungen, die alten Bestimmungen zu durchbrechen.

Literatur.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Emil Rosenows Drama „Die im Schatten leben“ ist soeben als Einzelausgabe (Preis 2.50 M., Verlag Hermann Essig, Berlin. Beziehbar durch die Volksfreundbuchhandlung.) erschienen. Wir haben das Drama bereits in unserer Besprechung der gesammelten Dramen von Emil Rosenow eingehend gewürdigt (Unterhaltungsblatt Nr. 2) und dabei dieses Drama der Berg- und Hüttenarbeiter als ein Werk bezeichnet, welches in jeder Arbeiterfamilie zu Hause sein sollte. Wenn wir weiterhin die Ansicht aussprechen, daß dieser Schöpfung bauende Bedeutung in der dramatischen Literatur und auch auf der Bühne sicher wäre, so haben gerade die letzten Monate die richtige Einschätzung dieses Wertes bewiesen. Das Drama ist in Frankfurt a. M. anfänglich der Maßstab für 4000 Arbeiter im Schumanntheater aufgeführt und von den Arbeitern fürmisch und mit großer Begeisterung aufgenommen worden. In Berlin wurde es daraufhin von der Jenfer, Jagow, der Freien Volkshöhle zur Aufführung verboten, es war eine große Protestversammlung. In Köln erging es dem Drama ebenso. Dagegen in Stuttgart ist es vom Schauspielhaus zur Aufführung für Gewerksvereine angenommen. Auch in mehreren anderen Städten wird es den kommenden Winter auf dem Spielplan erscheinen. Von den Kritikern wird es mit Recht direkt neben den Ehrenplatz der „Weber“ gestellt. Auch das Jenfurterbot hat es mit den „Webern“ gemein. Möge es seinen begonnenen Siegeslauf weiter fortsetzen! Sofern in Karlsruhe eine Aufführung nicht gut durchführbar ist, so würde es sich wenigstens empfehlen, eine Rezitation zu veranstalten. In Mannheim wurde das Drama durch Herrn Oberregisseur Emil Reiter am 21. Juni im Gewerkschaftshaus zum Vortrag gebracht und mit größtem Beifall aufgenommen. Jedenfalls dürfte sich der Bildungsanspruch ein großes Verdienst erwerben, wenn er die Karlsruher Arbeiterschaft mit dem Drama vertraut machen würde.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Vernhard). Inhalt vom 32. Heft des neunten Jahrganges: Krupp. — Neugründungen und Kapitalerhöhungen im Juli 1912. Von Richard Calmer. — Warum redizentriert die Reichsbank nicht? Von G. W. — Revue der Presse. — Aus den Briefen. — Antidefraude. — Fideles Begräbnis. — Oesterreichische Beamte. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus. — Merkmal. — Waren des Weltmarktes (Wolle). — Chefs und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalversammlungen. — (Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4.50 M.). Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag Berlin W. 62, Kleiststr. 21.)

jemandem ein Unglück zugestoßen sei, und klopfte nochmals ganz energisch. Endlich öffnete sich die Tür und vor ihnen stand ein kleiner Italiener, der auf dem Aboribedell seine Orangen sorgfältig ausgebreitet hatte und eine nach der anderen in das feine Klopfpapier einwickelte. „Gann sie viel türier vergause,“ sagte er. „wenn sinn igewidlet.“

Für unsere Frauen.

Frauenopfer.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71 hat 40 000 Menschenleben vernichtet. Eine unheimlich große Zahl! Und doch dürfen wir sagen: „Nur 40 000!“, wenn wir die Zahl daneben halten, die besagt, wie viel Frauen auf dem Schlachtfeld des Lebens fallen. Es sterben in Deutschland mehr als 60 000 Frauen jährlich an den Folgen des Wochenbettes und unter diesen 7 000 am Wochenbettfieber. Also in einem Jahr allein bringt die Frauenwelt durch katastrophale Mutterkaffien ein Viertel der Opfer auf, die die Männer „auf dem Altar des Vaterlandes“ legt. Dazu kommt noch eine große Anzahl von Fällen, wo die Schwangerschaft eine tödbringende Tuberkulose im Gefolge hat, wodurch die obige Zahl noch um circa 2 000 erhöht wird, die Fälle nicht gerechnet, wo der Tod infolge einer durch Schwangerschaft bedingten Tuberkulose erst nach Jahren eintritt.

Von den Gegnern der Frauenbewegung wird immer mit der Behauptung argumentiert, die Frauen seien ja keine Soldaten, die ihr Leben fürs Vaterland hingeben hätten. Das Wahlrecht der Männer sei ein Äquivalent für die allgemeine Wehrpflicht. Solcher Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit sind sogar hochbedenke Männer, wie z. B. der englische Philosoph Herbert Spencer zu zeihen, auf dessen Anspruch: „Erst wenn die Frauen im Meer in gleicher Zahl und mit gleichem Erfolge arbeiten werden, soll ihnen das Recht auf den Stimmzettel zuteil werden“, die Frauengegner fußen.

Die bürgerlichen Frauen geben sich nun krampfhaft Mühe auf Tagungen und Kongressen, in Tageszeitungen und periodischen Zeitschriften für ein Frauenmilitärjahr zu plädieren. Sie denken es sich so, daß die Mädchen in einem gewissen Alter ein Jahr lang ohne Entgelt Krankenpflege oder Arbeit in humanitären Einrichtungen zu leisten haben sollen. Daß die Ausführung dieser Idee durch den Mangel an Anstalten unmöglich gemacht wird, und daß sie durch die den Brotwerb einer ganzen Anzahl Geschlechtsgenossinnen, die im Kranken- und Wohlfahrtsdienst schon tätig sind, in Frage stellen, scheint den bürgerlichen Frauen nicht aufzudämmern.

Die Proletarierinnen aber sind der Ansicht: Wir brauchen keine Rekruten zu sein. Wir brauchen kein besonderes Dienstjahr dem Staate abzuleisten, denn wir leisten unser ganzes Leben lang dem Staate Dienst, in dem wir dem Staate, der Gesellschaft, die Kinder zur Welt bringen. Wie gefährlich dieser dem Vaterlande so segensreiche Dienst ist, wie viel tausende von Müttern ihr Leben lassen müssen in diesem Dienste, der gefährlicher als der Militärdienst der Männer ist, weil der Tod ihnen stets, nicht nur im Krieg, droht, zeigen die obigen Zahlen aufs deutlichste. Vergleiche die Zahl der in diesem Dienste seit der Reichsgründung geopferten Frauen mit der der Männer! Jeder Einseitige wird sagen müssen: Den Frauen gebührt das Wahlrecht ebenso wie den Männern, denn sie bringen noch größere Opfer als diese.

Jede Mutter sollte kraft ihres Mutterrechts das Wahlrecht besitzen.

Historische Fälschung der „Kreuzzeitung“

Im Augustheft des „Kürmer“ geißelt Reichstagsabgeordneter Geisler Wilhelm Wos die Zeitung mit dem Kreuz am Kopf. Sie brachte Artikel über die badiische Revolution, die sie zum Teil aus dem Buch Fickers schöpfte, der diese Periode antirevolutionär behandelte. Bei dem rückständigen Ficker heißt es an einer Stelle seines Buches „In Raftatt 1849“ über die erste deutsche Verfälschterin des Frauenstimmrechts, Mathilde Franziska Annelie, folgendermaßen:

„Damit den traurigen Vorfällen des Tages die Schlaglichter des Lächerlichen nicht fehlten, mußte mir noch am späten Abend Frau Annelie begegnen. Im schwarzen Reittouche, eine Starbrille vor den Augen, Pistolen im Gürtel, so ritt sie durch die Straße, gefolgt von einem badiischen Dragoner, welcher Ordnungsdienste zu verrichten hatte.“

Daraus lag sich der „Kreuzzeitungs“-Redakteur das Folgende zusammen:

„Vor einer Legion tritt eine lüppige Weißperson, eine rote Feder auf dem Federhut, eine Brille auf der Nase, mit einem Reittouche aus schwarzem Samt angetan, zwei Pistolen im Gürtel und einen langen Schleppe-

Die Fische auf die Pant und umwickelte die Weine mit einer weissen wollenen Decke, die ich als Bettdecke erhalten hatte. Trotzdem bekam ich einen Blasenkatarrh. Zum Unglück lag meine Zelle auch noch nach Norden. Liebknecht, als dem ältesten unter uns, hatte man ein Zimmer, das damals für sogenannte Beschlagene reserviert war, eingeräumt. Dies erfuhr ich bei einem Besuche meiner Frau, die wöchentlich einmal in Gegenwart des Untersuchungsrichters mich kurze Zeit sprechen durfte. Auch wurde mir die Korrespondenz mit ihr unter Kontrolle des Richters gestattet.

Sehr rasch entdeckte ich aber zu meinem großen Unbehagen, daß ich die Zelle nicht allein bewohnte; dieselbe wimmelte von Ungeziefer. Nun ich hatte Zeit zur Jagd, und ich war dabei erfolgreicher als Mollke mit seiner Soffnung auf die Treisauer Safen. Die weiße Wolldecke wurde zur Falle. Ich hatte bald eine Refordziffer erreicht. Ich tötete an einem Tage, meine Leferinnen mögen nicht erschrecken, einundachtzig der braunen Kerle, die man Flöhe nennt. Allmählich brachte ich die Zelle rein, auch ohne Insektenpulver, das mir meine Frau auf mein Verlangen ein paarmal sandte, das ich aber nie erhielt, weil es die Aufseher für sich brauchten. Ich hatte auch durchgesehen, daß meine Matratze in der Zelle blieb, die vor dem jedesmal am Abend voll Ungeziefer wieder zu mir heringebracht wurde. Kaum hatte ich aber mein „Heim“ rein, so wurde ich auf Anordnung des Arztes nach der Westseite umquartiert. Ich erhielt jetzt eine Zelle, in der vor mir eine Kindesmörderin zugebracht hatte, wie mir mein Aufseher in liebenswürdiger Weise mitteilte. Nun hatte ich die Arbeit des Reinigens von neuem vorzunehmen.

Eine Untersuchungschaft wie die unsere ist die schäuflichste aller Haftarten. In strenger Einzelhaft hinter Schloß und Riegel sitzen müssen, ohne zu wissen, wie lange die Haft währt und welches Anlagematerial vorliegt, wirkt ungemein aufregend und nervenzerrütend. Endlich wurde ich Anfang Januar wieder dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Als ich in das Zimmer des Richters trat, fiel mein Blick auf ein stattliches Bündel blauer Papiere, die auf der breiten Fensterbank lagen. Es waren meine Briefe an den Parteiausichuß, die dieser mit den Briefen von Liebknecht, Marx Engels ganz besonders sorgfältig und liebevoll aufbewahrt hatte. Ich weiß nicht, was ich getan, hätte ich in diesem Augenblick unseren Parteisekretär Bonhorst zwischen den Fingern gehabt. Bald ergab sich aber, daß ich keine Ursache hatte, mich über diese beschlagnahmen Briefe zu ärgern. Der Untersuchungsrichter teilte mir mit, daß er erst vor ein paar Tagen das Anlagematerial erhalten habe, daß er aber gewillt sei, nach Möglichkeit die Untersuchung zu beschleunigen. Und er hielt Wort. Selbstverständlich waren unsere Briefe das erste Material, was er durchstudierte. Und da nun diese fast alle streng vertraulicher Natur waren, so hatten wir uns darin gegenseitig nicht nur unsere Parteischmerzen, sondern auch unsere großen und kleinen Privatschmerzen mitgeteilt, und dabei stellte sich heraus, daß keiner von uns auf Rosen gebettet war. Wohl zu seiner eigenen Ueberraschung entdeckte der Untersuchungsrichter, daß wir keine Landesverräter und Königsräuber seien, sondern Menschen, die von den besten Absichten besetzt waren und warmes Herzblut in den Adern hatten. Ende Februar hatte der Untersuchungsrichter das Niesenmaterial, das quantitativ so groß war — es waren allein gegen 2000 Briefe vorhanden —, durchgearbeitet und die Untersuchung geschlossen. Der Untersuchungsrichter hatte, und er war ein sehr intelligenter und gewissenhafter Mann, wie wir später durch unseren Rechtsanwalt Otto Freytag erfuhren, die Ueberzeugung gewonnen, daß wir nicht nur nicht wegen Versuchs, sondern auch nicht wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt werden könnten. Er stellte demgemäß den Antrag auf unsere Haftentlassung, dem aber die Staatsanwaltschaft widersprach.

Als Ende Februar 1871 in Oesterreich das Ministerium Graf Sohenwart-Schäffle aus Auler kam und durch eine Amnestie die Wiener Hochverräter Oberwinder, A. Scheu, Most usw. aus dem Zuchthaus entlassen wurden, legte mir eines Abends gelegentlich eines Verhörs der Untersuchungsrichter schweigend die „Leipziger Zeitung“ vor, in der die Depesche über die Amnestie enthalten war. Ich konnte mich nicht enthalten zu bemerken, deraischen würde uns

nicht blühen; und ich behielt recht. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß wir verurteilt würden, nicht weil ich mich schuldig fühlte, sondern weil ich wegen der Haft, die namentlich auch während unserer Haft gegen uns fortgesetzt getrieben wurde, der Stimmung der Geschworenen nicht traute. Außerdem sagte ich mir auch, daß die Regierung alles aufbieten werde, unsere Verurteilung herbeizuführen. Andernfalls war der Prozeß eine Blamage für sie geworden. Ich hatte sogar in einem Briefe an einen Freund, den ich meiner Frau zur Uebermittlung schickte, ausgesprochen, wir würden wohl mit zwei Jahren Festung hängen bleiben. Darüber war namentlich Frau Liebknecht, der meine Frau meine Ansicht mitgeteilt hatte, ganz entsetzt. Aber meine Prophezeiung traf wieder einmal ein.

Meine kleinen Freunde in der Zuckerdose.

Ein Hausidyll von Fritz Sängler (München) in der Z. B. Eines Tages, als ich die Zuckerdose so herunternahm, um meine Limonade zu würzen, bemerkte ich, daß ich nicht der einzige Konjument der weißen Süßigkeit war. Nicht, daß sie etwa früher leer gewesen wäre wie sonst, so genau wußte ich das gar nicht, nein, das war es nicht, aber es kribbelte und krabbelte noch an allen Wänden geschäftig und ahnungslos herum. Ganz kleine niedliche rote Ameisen waren es.

Neugierig wie der Mensch nun einmal von Natur aus ist, schüttelte ich den ganzen Inhalt der Dose, es war Staubzucker, gehörig um, und da bemerkte ich, daß meine Gäste sich allerdings nur an der Oberfläche breit gemacht hatten. Aber in diesem Augenblick war für sie auch die Katastrophe bereits geschehen. In Hast und Angst eilen und rasen sie herum . . . da streckt eines das Köpfchen heraus, dort kommt ein winziges Fühchen hervor, hier müht sich eine mit beiden freien Beinchen vergebens, den Körper nachzuziehen.

So ungefähr ist es, wenn eine Lawine in den Bergen irgend eine Gruppe fröhlicher Touristen in die Tiefe segt.

Ich setzte meine Dose ab und dachte darüber nach, wer wohl mehr Verachtung zu Forschungsreisen hatte, die Ameisen in meiner Zuckerdose oder die Menschen im Gletschereis. Unter gewöhnlichen Umständen ist man ja mit derartigen Problemen sehr schnell fertig, aber man kann auch aus einem solchen Stoffe eine Menge Gedanken herauskühlen und dabei länger verweilen, und das scheint bei mir der Fall gewesen zu sein, denn als ich wieder in meine Dose schaute, da waren die Ameisen alle fort.

Es tat mir nun doch leid, sie so brutal behandelt zu haben, und zur Sühne für uns beide ließ ich jetzt die Dose wieder offen stehen.

Am andern Tag, als ich nachsah, war nicht eine einzige Ameise darinnen. Das war weiter nicht verwunderlich, denn es ist ja bekannt, welchen guten Nachrichtendienst diese Tiere unter sich haben, auch ohne drahtlose Telegraphie. Wahrscheinlich gehörten sie alle entweder zu demselben oder zu einander befreundeten Staaten, und so war meine Freveltat rasch ruckbar geworden.

Nun scheint es aber doch, daß meine wohlwollende Haltung sie wieder herangezogen hat, denn wieder eines Tages habe ich sie in meinem Limonadenglas, wo ein kleiner Rest von Zucker drinnengeblieben war, gefunden.

Das sind urbayerische Ameisen, denk ich mir, meint Limonadenglas ist nämlich ein Münchener Maßkrug, und so muß man auch bayerisch mit ihnen reden. Ich lege den Krug auf den Rand der Türschwelle, daß sie bequem hinaus können und dann sag ich:

„So ös Bazi, jetzt machts aber, daß's außi kimmt, alle miteinander.“

Inzwischen gehe ich zu meiner Nachbarin, der Krämerfrau, um eine neue Zitrone zu kaufen. Als ich wieder komme, sind sie wirklich draußen — alle miteinander.

Seit dieser Zeit haben wir uns befreundet. Unser Verhältnis beruht auf gegenseitiger Anerkennung des Wohnrechts und im übrigen auf der absoluten Duldsamkeit.

Von den vielen hundert meiner kleinen Freunde, die täglich um mich herum sind, hat mich nie ein einziger auch

nur ein klein wenig gezwickt oder gekratzt, dafür gewähre ich meinerseits volle Gastfreundschaft. Vor allem stehen natürlich meine Speisevorräte meinen Gästen frei zur Verfügung, sie machen von diesem Entgegenkommen den nützlichsten und diskretesten Gebrauch, nämlich sie nehmen, was sie nötig haben und ich merke absolut nichts davon. Sie halten Zu- und Abgang durch eine Mauerritze, und selten begegnete ich ihnen an einer Stelle, wo sie nicht angenehm sind.

So lange ich bei der Arbeit bin, sehe ich sie fast nie, hingegen kommt es wohl einmal vor, daß, wenn ich abends am Schreibtisch sitze und nicht so recht weiß, was ich anfangen soll, ohne an das Aufhören denken zu müssen, dann kommt es wohl vor, daß eine oder zwei auf dem weißen Papier erscheinen, ein bißchen verweilen und dann wieder weitergehen.

In solchen Lebenslagen habe ich sie besonders gern. Ist einmal jemand bei mir zu Gast, dem sie noch nicht vorge stellt sind, dann gibt es darüber Auseinandersetzungen.

„Was, Ameisen?“

„Aber darf ich denn nicht auch Gesellschaft haben?“

„So fassen Sie das auf?“

„Aber warum denn nicht. Wer kann denn beweisen, daß es eine vornehme Gewohnheit ist, alles, was man nur irgendwie mit dem Absatz zertreten kann, auch möglichst umgeben von seiner Lebensfreude zu erlösen. Bis dahin hat immer noch niemand ausgerechnet, ob die Summe an Lebensglück von so vielen dieser kleinen Lebewesen nicht ebensoviel ausmacht wie das Gute im Leben manches ausgewachsenen Menschen. Und wenn sie mir absolut nichts zu Leide tun, warum soll ich ihnen nachstellen? Wenn ich so billig hunderte von Lebewesen glücklich machen kann, indem ich ihnen einfachere Lebensbedingungen gebe, warum soll ich etwas dagegen haben?“

„Allerdings, wenn Sie so denken.“

„Verzeihen Sie, finden Sie nicht, das merkwürdigste ist, daß eine solche Denkweise merkwürdig ist? Vielleicht haben wir uns zu sehr angewöhnt, die Natur zu beherrschen, am Ende wäre es ganz gut, wenn wir versuchten, mehr in ihr statt über ihr stehen zu wollen. Das Glück im Kleinen um uns herum, wer weiß — vielleicht trägt das mehr zu dem großen Glück, das wir erstreben, bei, als wir nur ahnen können.“

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaft.

Die Kake als Mutter. In der „Straßburger Post“ erzählt ein Leser ein Geschichtchen aus dem Tierleben, das in interessanter Weise zeigt, wie sehr sich tierischer Instinkt zuweilen verstandesmäßigen Handlungen annähern kann. Wir hatten, so schreibt der Einsender, eine sehr schöne Kake, die zweimal im Jahr Junge gebär und zwar drei, vier, manchmal auch fünf Stück. Da wir jedoch befürchteten, das Tier würde keine vier Jungen aufziehen können, nahmen wir sie ihr fort bis auf zwei. Natürlich war dieser Diebstahl der Kake nicht angenehm, denn sie suchte immer wieder nach den abhanden gekommenen Jungen. Als die Kake wieder einmal trüchtig war, war sie eines schönen Tages spurlos verschwunden. Alles Suchen und Aufen half nichts, wir mußten annehmen, sie sei uns gestohlen worden. Es dauerte ungefähr vier Tage, da vernahmen wir ein Klopfen an der Tür, und als geöffnet wurde, trat mit lauten „Miau“ und stolz erhobenen Hauptes die Kake über die Schwelle. Zu unsem Erstaunen bemerkten wir, daß sie nicht mehr trüchtig war. Den Korb, der für sie schon gerüftet war, mißachtete sie vollständig. Als sie ihre Milch genascht hatte, wurde sie mit „Fragen“ nach ihren Jungen von allen Seiten bestürmt. Sie aber „lächelte“ nur. Nach Verlauf von ungefähr vierzehn Tagen hatten wir ihren Schlupfwinkel ausfindig gemacht. Auf einem drei Meter hohen Schober hatte sie unter allen möglichen Saden sich ein Nest zubereitet, an einer Stelle, wo keine menschlichen Hände hingelangen konnten. Als sie eines Tages ausgegangen war, nahmen wir eine Leiter und stiegen auf den Schober, um das Nest zu entdecken. Dies gelang uns auch. Auf einem künftgerecht hingelagten Saß, den sie sich irgendwo geholt hatte, lagen vier wunderschöne farbige Kätzchen, die uns mit ihren kleinen Augen allerliebste anschauten. Acht Tage später erschien die Kakenmutter wieder einmal, diesmal aber mit einem Jungen im Maul. Sogleich verlangte sie wieder hinaus, um gleich darauf mit dem zweiten zu kommen. So holte sie alle vier und stellte sie in die Stube. Es waren wirk-

lich schöne Tierchen, und es hätte uns leid getan, ihre auch nur eines davon fortzunehmen. Als sie alle beieinander waren, mußte die Kake sich vor Freude kaum zu lassen. Bald sprang sie in kollen Säßen um ihre Jungen herum, bald wieder an uns hinauf. Ihr ganzes Tun und Treiben schien auszubruhen: „Sch, ihr habt mir immer meine Jungen fortgenommen, weil ihr fürchtet, ich könnte sie nicht aufziehen; da sind jetzt vier Stück, die ich selbst ohne eure Mißhilfe aufgezogen habe. Sind sie nicht schön?“ Doch sie waren alle sehr schön.

Gesundheitspflege.

Sonnenbäder — aber wie? Auch die Sonnenbäder können von Nachteil sein, wenn sie übermäßig und sinnlos gebraucht werden. Auf folgendes ist besonders zu achten: Man bade nicht unmittelbar nach der Hauptmahlzeit. Bei hochstehender Sonne — im Hochsommer also zwischen 9 und 4 Uhr — sind Kopf und Nacken durch Strohhüte, dicke Schleier gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Man hüte sich vor allen Uebertreibungen am Sonnenbade; Schwere Gehirnhautentzündung war schon die Folge! Nicht auf schnelle Abhärtung durch die Luft. In der Sonne ist nach 10 bis höchstens 15 Minuten Lage oder Stellung zu wechseln.

Das bloße, freie Liegen in der Sonne, um möglichst braun zu werden, ist durchaus gesundheitswidrig, auch höchst ungewöhnlich, weil darauf Schlaflosigkeit, Arbeitsunlust und oft Nerven-erregung folgt.

Auf sonnenheiße Körperteile soll erst nach etwas Luft-abkühlung kaltes Wasser gebracht werden, damit die schon erregten Nerven nicht überreizt werden.

Leidende, besonders Nervöse, dürfen Sonnenbäder nur auf Anordnung des Arztes nehmen.

Diese Ratsschläge sind einem Flugblatt des Deutschen Bundes der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise, Berlin, entnommen, der auch eine besondere Luft- und Sonnenbad-schrift herausgegeben hat.

Technisches.

Wunderwerke amerikanischer Ingenieurkunst. Wie in Natur und Geschäftsleben, so tragen auch in der Technik die Werke der neuen Welt den Charakter des Ueberkühnen und Riesenhäftigen. Vor fünf Jahren richtete man im Staate Michigan zwischen Grand Rapids und Muskegon eine 70 Kilometer lange Leitung mit 110 000 Volt Spannung und Dreiphasenstrom ein, etwas bis dahin Unerreichtes. Jetzt hat man diese Leistung noch überboten, indem man eine Kraftübertragung von 140 000 Volt Spannung und 200 Kilometer Länge zwischen Sable River und Flint, ebenfalls in Michigan, ins Werk gesetzt hat. Sie soll bis Battle Creek verlängert werden und wird dann eine Gesamtlänge von 376 Kilometern haben. Dank dieser Spannung hat man das Gewicht der Leitungsdrähte auf 50 Prozent gegenüber einer Spannung von 100 000 Volt verringern können. Wahrscheinlich kann man eine Spannung von 140 000 Volt nur noch in Gegenden mit ganz trockenem Klima erreichen, da die Luft bei solchen Spannungen ihre Isolierfähigkeit verliert. Bis jetzt funktioniert die seit Beginn des Jahres in Dienst befindliche Leitung völlig zufriedenstellend. — Mit einer gleichen Länge, 380 Kilometer, kann die Wasserleitung von Los Angeles in Kalifornien aufwarten, deren Bauweise original ist. Die Leitung, stellenweise in Eisenröhren, stellenweise in Beton ausgeführt, liegt zumeist direkt dem Erdboden auf und folgt allen seinen Unebenheiten. So hat man es fertig gebracht, auf der ganzen Strecke mit knapp 22 unterirdischen Leitungstrüben auszukommen, von denen die größte das Tal von Jawbone durchquert. Der Höhenunterschied beträgt hier 265 Meter und macht beinahe 2/3 Kilometer Kanalisation erforderlich. Das ganze Werk, das Anfang 1913 in Betrieb gesetzt werden soll, wird nicht weniger als 14 500 Tonnen Stahl erfordern, die Ladung von 35 Waggons à 20 Wagon. Die Kosten werden sich auf mehr als 120 Millionen Francs belaufen. Nicht weniger bedeutend wird die Leitung von Gattill sein, die ebenfalls gegenwärtig ausgeführt wird und Neuhort mit einem wahren Strom von Leitungswasser versehen wird. Die Leute drüben haben das nötige Geld zu solchen Anlagen, auf die Kosten kommt es nicht an. Wird doch der Panamalanal nach seiner Vollendung mehr als 600 Millionen Francs pro Kilometer gekostet haben, während der uns schon ungemein teuer bündende Kaiser Wilhelm-Kanal nur 2 Millionen das Kilometer kostete.

Heiteres.

Ein Piffitus. In einem besseren Hotel der Schweiz fand ein Gast dieser Tage ein gewisses Veriden, das er benutzen wollte, verschlossen. Er wartete längere Zeit, aber trotz Klopfen und Rufen rührte sich nichts. Der Herr geht aufs Bureau und kommt in Begleitung des Hoteliers zurück. Man glaubt, daß